

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00126-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Antti Tuomainen

Klein-Sibirien

ROMAN

Aus dem Finnischen von Niina Katariina
Wagner und Jan Costin Wagner

ROWOHLT HUNDERT AUGEN

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
«Pikku Siperia» bei Like, Helsinki.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Februar 2020
Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
«Pikku Siperia» Copyright © 2018 by Antti Tuomainen
Satz aus der Karmina
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-498-00126-1

Prolog

Der warme Schnaps zieht und zerrt von innen an seinem Mund, entzündet ein Feuerchen im Rachen. Er hat es unter Kontrolle. Der Wagen gleitet durch die Kurve, bei gleichbleibend hoher Geschwindigkeit.

Der Mann löst jetzt auch die rechte Hand vom Lenkrad, schaltet, wirft einen Blick auf den Tacho. Ein wenig schneller als 130. Eine wunderbare Geschwindigkeit an bitterkalten Wintertagen wie diesem, bestens geeignet auch für eine kurvige Straße wie diese hier, tief im finnischen Osten, in Hurmevaara.

Nicht zu vergessen, dass die Sicht bei Nacht schlecht ist. Auch wenn die Sterne hell leuchten.

Mit dem linken Fuß betätigt er ruckartig die Kuppelung, mit dem rechten drückt er das Gaspedal durch. Er hebt wieder die Flasche an den Mund, nimmt einen Schluck, dieses Mal einen kleineren.

Ja. So trinkt man diesen Schnaps. *Koskenkorva*.

Zuerst ein großer Schluck, der die Zähne vom Kiefer abzulösen scheint und wie ein Feuerball brennt. Dann ein kleinerer als Nachschlag, der den Rachen benetzt, das Feuer löscht und vonnöten ist, um den ersten Schluck in die Körpermitte zu befördern.

Ja. Und so fährt man Auto.

Er erreicht den höchsten Punkt der Strecke, vor ihm liegt der sanft kippende Abhang, der den trügerischen Eindruck vermittelt, er sei leicht zu befahren. Auf den ersten Blick scheint es auszureichen, das Lenkrad gerade zu halten und Gas zu geben. Aber nein. Die Straße hat nämlich eine kaum merkliche Neigung zur linken Seite, und je schneller man fährt, desto größer ist die Gefahr, von diesem unscheinbaren Weg mitsamt seinem Wagen abgeworfen zu werden.

Der Mann hält das Lenkrad fest umschlossen. Seine Geschwindigkeit beträgt inzwischen 165 Stundenkilometer. Damit wäre er auf einer Etappe während der Weltmeisterschaft keineswegs chancenlos. Er weiß das. Es ist eine schmerzhaftes Erkenntnis.

Rechts von ihm öffnet sich malerisch der Blick auf den vereisten Hurme-See. Fischer haben Flaggen ins Eis gerammt, um Eislöcher und die Netze für die Muränen kenntlich zu machen. Manchmal, wenn er hier vorbeifährt, hält er Ausschau nach den Flaggen, denn sie erinnern ihn an die Fahnen, die einst die jubelnden Zuschauer geschwenkt haben. Heute, in dieser Nacht, muss er das nicht sehen.

Er richtet das Lenkrad minimal nach rechts aus, um die Neigung der Straße auszugleichen. Als sich eine weitere Kurve in sein Sichtfeld hineinschlingelt, nimmt er den Fuß vom Gas. Füße und Hände arbeiten perfekt im Einklang. Er tritt die Kupplung, schaltet, die Bewegungen fließen in explosiver Abfolge ineinander. Er rammt sich die Flasche zwischen die Oberschenkel, packt mit der Linken das Lenkrad, mit der Rechten den Schaltknüppel, dann hebt er den Wagen in die Schwebelage, beschleunigt. Er lässt zu, dass sich der Wagen an seiner eigenen Wucht ergötzt. Bremsen sind etwas für Amateure. Amateure wie den, von dem er sich den Wagen geliehen hat.

Schließlich erreicht er, nach einer kurzen ebenen Strecke, einen Hügel. Er spürt ein Brennen im Magen.

Das ist nicht der Schnaps, das ist das Schicksal.

Er beschleunigt weiter, ringt dem Fahrzeug die maximale Leistung ab. Das erfordert Perfektion. Er muss den Audi beherrschen, beherrscht er ihn, beherrscht er die Situation.

Man kann nicht einfach so Vollgas geben. Wer das tut, verliert die Kontrolle.

In diesem Moment würde das konkret bedeuten, dass er entweder in die rechte oder die linke Schneebank schleudern würde, mit mehrfachen Überschlägen. Am Ende würde das Auto auf dem Dach liegen.

Wenn er Glück hätte. Falls nicht, falls der Fahrer einen Moment zu lange zögert, würde der Wagen direkt im dichten Tannenwald zerschellen. Er würde sich um einen vereisten, meterdicken Baumstamm herumwickeln, wie Geschenkpapier.

Der Mann glaubt nicht an Glück. Er glaubt nur an die richtige Geschwindigkeit, im richtigen Moment.

Insbesondere jetzt, in diesem Moment, in dem alles ein Ende findet. Ein Ende, das ihm gefällt. Weil es passt.

Er fährt knapp 200, als er den höchsten Punkt der Anhöhe erreicht. Dann beginnt er zu fliegen. Hebt die Flasche an die Lippen. Das erfordert ebenso Genauigkeit wie das Steuern des Wagens. Seine linke Hand führt die Flasche routiniert und entspannt. Der Schnaps fließt in seinen Mund, an seinen Lippen entlang, während der Audi der frostigen Nacht entgegenschwebt. Sein Rachen brennt, er denkt an süße Flammen, eineinhalb Tonnen Stahl, Aluminium, ein heulender Motor, nagelneue Spike-Reifen stehen unter seinem Kommando.

Der Wagen fliegt, lange und weit. Er landet, als auch die Flasche wieder ihren Platz findet, zwischen seinen Oberschenkeln.

Er legt einen kleineren Gang ein, beschleunigt, schaltet wieder hoch. Es geht steil bergab, dann für Sekunden ebenerdig, dann schnellt der Wagen wieder eine Anhöhe hinauf. Dann wieder freier Fall. Es gelingt ihm, seinen Blick zugleich auf die rot leuchtenden Ziffern des Tachometers und die Flasche zwischen seinen Beinen zu heften. Der Tacho zeigt 200 an. Die Flasche etwas weniger als einen Deziliter. Dann prasseln die Spikes der Reifen wieder gegen die Straße, wie Maschinengewehr-

feuer. Er lächelt, so gut es eben geht, mit vom Schnaps brennenden Lippen.

Er ist voll in Fahrt. Die, die ihn vertrieben haben, werden es bitter bereuen. Man hat ihn verleumdet, man hat ihn ausgegrenzt. Mag sein, dass er stirbt, aber weil das seine eigene Wahl ist, wird er sich über alles und jeden erheben. Er holt sie ein, überholt sie, winkt den Schleichern zu, während er sie links liegenlässt.

Der Gedanke ist wuchtig und warm. Er brennt in seinem Hirn, wie der Schnaps in seinem Rachen. Er trinkt gierig. Ein letztes Mal geradeaus. Der Audi scheint spitze Schreie auszustoßen.

Er öffnet das Fenster auf der Fahrerseite. Sein Gesicht ist vor Kälte starr, seine Augen tränen. Er wirft die leere Flasche durchs Fenster, in den Schnee.

Geradeaus. Bald kommt die T-Kreuzung. Er hat nicht die Absicht abzubiegen. Er denkt an den breiten Felsen, direkt hinter der Kreuzung.

Der Fahrer bestimmt die Höchstgeschwindigkeit. Das ist nicht diskutierbar, nichts, worüber man lange palavert. Es heißt immer, dass diese oder jene Höchstgeschwindigkeit zu diesem oder jenem Wagen gehöre, aber das ist Unsinn.

Er betrachtet den Tacho, der 240 Stundenkilometer anzeigt. In einem Auto, das angeblich bei 225 schlappmacht.

Er fokussiert die Straße, konzentriert sich darauf. Die letzten Kilometer. Dann aus. Aus und vorbei.

So ist das also, das ist das Ende, denkt er, in dem Moment, in dem er die Detonation hört. Er spürt sie auch. Sie wühlt sich durch seinen Körper, rüttelt ihn durch. Bruchteile von Sekunden laufen vor seinen Augen ab wie ein Film. Ein Lichtblitz. Dann ein Schatten. Senkrecht stehen sie im Raum, und sein Herz setzt aus. Dann be-

ginnt es wieder zu pochen, laut und dumpf. Als würde jemand in unmittelbarer Nähe Metall schmieden.

Seine Sinne, alle fünf, sind geschärft, unmittelbar, so intensiv wie nie zuvor in seinem Leben. Er riecht das zerborstene Wagendach, er schmeckt den Kunststoff des aufgeplatzten Innenraums, er fühlt die Druckwelle, die über seine Hände streicht, er hört, obwohl möglicherweise sein Trommelfell geplatzt ist, die Explosion. Er hört sie weiter und weiter, in der Stille, in seinem Kopf.

Er handelt intuitiv. Schaltet in einen kleinen Gang, tritt die Kupplung durch, dann das Gas, die Bremse, dann Fuß vom Gas, Handbremse anziehen und gleiten. Treiben lassen. Das Auto rutscht auf die Kreuzung zu, dann steht es still.

Er weiß nicht, wie lange er so dasitzt, in der Stille. Nichts bewegt sich. Vielleicht eine Minute, vielleicht zwei Minuten. Er kann sich nicht bewegen. Sobald er dazu wieder in der Lage ist, sobald er seinen Griff vom Lenkrad lösen kann, wird er sich die Sache aus der Nähe ansehen.

Ihm ist durchaus klar, dass im Wagendach ein riesiges Loch klafft. Auch der Beifahrersitz ist durchlöchert. Der Durchmesser beider Löcher beträgt etwa vierzig Zentimeter. Wie gut, dass er eine Flasche Schnaps genossen hat. Hätte er das nicht getan, würde ihn der Anblick vermutlich verstören.

Er löst den Gurt, hält inne. Ganz ruhig, denkt er. Alles noch mal in Ruhe sortieren. Ein Loch im Dach. Ein Loch im Beifahrersitz. Er selbst sitzt wohlbehalten auf dem Fahrersitz. Das Loch ist neben ihm.

Er steigt aus. Dreht sich einige Male langsam um die eigene Achse. Endloser Schnee, helle, frostige Nacht. Mondschein, Sternenlicht. Der Schnee knirscht unter seinen Schuhen, während er um den Wagen herumläuft. Das Loch im Dach sieht aus wie ein verdrehter Kuss-

mund, der sich tief hineingebohrt hat ins Metall. Er öffnet die Beifahrertür. Ja, tatsächlich, zerfetzte Lippen, ein Kuss, der ins Leere zielt, ins ausgehöhlte Innere des Wagens. Das Loch im Sitz sieht irgendwie obszön aus. Er lugt hinein ins Schwarze. Klar ist Folgendes: Was auch immer dieses Loch im Sitz verursacht hat, es ist da unten, denn er kann keinen Schnee sehen. Es ist durchs Dach eingetreten, hat sich durch den Sitz gebohrt und ist dann ... stecken geblieben.

Er tritt einige Schritte zurück. Der Schnee knirscht. Sein Herz pocht.

Er hat sich darauf vorbereitet zu sterben. Dann ist etwas passiert. Und er lebt.

Gerade jetzt findet die *Rallye Monte Carlo* statt. Da sind jede Menge Leute. Schnaps aus den Alpen. Keine Löcher in den Autos. Nichts dergleichen. Nichts fällt ...
... vom Himmel.

Er sieht nach oben. Da ist nichts. Da gibt es ohnehin eher selten irgendetwas zu sehen. Abgesehen von den Sternen, vom Mond und von der Sonne, wenn der Winter vorbei ist. Wolken. Flugzeuge. Aber doch nicht ...

Er ist ein vernünftiger Mensch. Es gibt keine Außerirdischen, keine UFOs.

Eine Erinnerung zuckt auf. Da lief was im Fernsehen kürzlich. Es sei nur eine Frage der Zeit, bis ein Komet mal die Erde trifft. Das behauptete dieser Typ in der Sendung. Der Aufprall werde eine neue Eiszeit auslösen, der Staub, der aufwirbeln werde, könne die Sonne verdunkeln. Alle würden sterben.

Alle, außer ihm, ganz offensichtlich.

Wobei ... ist es nicht unlogisch zu glauben, dass ausgerechnet derjenige überlebt, der beim Einschlag des Kometen einen halben Meter entfernt sitzt? Warum sollen alle anderen sterben? Nein, auch wenn er hier, in der Ödnis, keine Lebenszeichen wahrnehmen kann, geht

er davon aus, dass auch in diesem Moment im Dörfchen Hurmevaara jemand an seinem Wurstbrot knabbert.

Das bedeutet, dass es sich keineswegs um einen Kometen handelt.

Aber irgendwas in der Art muss es sein. Er weiß es nicht. Es ist kalt. Weder der Schnaps noch der Gedanke an den Tod können ihn jetzt noch erwärmen.

Wo ist sein Handy? Es müsste in der Brusttasche seines Overalls sein, hinter dem Reißverschluss, aber da ist es nicht. Er ist losgefahren, um zu sterben, nicht um zu telefonieren. Plötzlich spürt er, dass er stockbesoffen ist.

Wo ist das nächstgelegene Haus?

Ja, daran erinnert er sich.

Etwa drei Kilometer von hier. Aber dahin wird er nicht zurückkehren. Das übernächste Haus ist noch etwa einen Kilometer weiter entfernt.

Er läuft. Nach einigen hundert Metern bleibt er stehen. Er füllt seine Hände mit Schnee, wäscht sich das Gesicht. Das fühlt sich gut und richtig an. Es schmerzt, betäubt die Finger, die Wangen, das Gesicht. Aber es ist gut, sauber zu sein. Rein. Es ist wichtig. Er läuft weiter. Hält erneut inne.

Er wendet sich um, sieht das Auto in der Ferne. Dann betrachtet er den Himmel.

Was zum Teufel ... ist da oben?

I Der Himmel stürzt ein

2

Vielleicht ist das Kriegsmuseum bei Nacht der richtige Ort für mich. Alte Waffen, Uniformen, Panzerfäuste, Helme, Granaten, eine Kanone. Alte Landkarten und Frontskizzen. Bilder von Gefechten, die hier in der Nähe einst stattgefunden haben.

Ich bin nicht in der allerbesten seelischen Verfassung. Wie man so sagt. Etwa die Hälfte meiner Schicht ist vorüber.

Ich laufe, denn ich kann nicht stillsitzen. Ich kann mich auch nicht darauf konzentrieren zu lesen. Ich habe das vage Gefühl, als würde mich die Bibel einer Tat anklagen, und eigentlich sollte es genau umgekehrt sein. Auch Ellroys in Flammen stehendes Los Angeles scheint mir in dieser Nacht weit weg zu sein. Ich bin im Osten Finnlands, im Zentrum des abgelegenen Dörfchens Hurmevaara. Der Weg bis an die russische Grenze beträgt rund zwanzig Kilometer. Die Außentemperatur liegt bei minus 23 Grad. Früheste Morgenstunde, bald halb drei. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass ich mich – sollte Gott einen Rücken besitzen – dahinter befinde. Er hat sich abgewendet. In mehrfacher Hinsicht.

Ich erreiche den sogenannten Saal. Betrachte den Meteoriten. Ein schwarzer Stein aus dem All. Genau so sieht er auch aus.

Ich erinnere mich an einige Fakten aus dem Artikel der örtlichen Tageszeitung. Erste Untersuchungen haben ergeben, dass es sich allem Anschein nach um einen äußerst seltenen Eisenmeteoriten handelt, ziemlich genau vier Kilo schwer. Er besteht wohl auch aus diversen Platinlegierungen. Es gibt weltweit nur wenige Funde dieser Art. Einer von ihnen wurde öffentlich versteigert, ein Klotz, der im Norden der USA das Dach einer Sporthalle durchschlug und dabei in Einzelteile zerfiel.

Der Preis für ein Gramm kann mit etwa 250 Euro beziffert werden. Im Info-Kasten der Lokalpresse, am unteren Seitenrand, hieß es, dass «unser» Meteorit einem Verkäufer, würde er ihn in kleinen Grammstückchen anbieten, rund eine Million Euro einbringen könnte.

Na gut, ein paar Tage wirst du noch hier in Hurmevaara verbringen, denke ich, ohne den schwarzen Brocken aus den Augen zu lassen.

Ich jedenfalls ...

Ich bin sofort aufgebrochen, sobald sich die Gelegenheit geboten hat. Habe Kristas Neuigkeiten zur Kenntnis genommen, sie umarmt, geküsst. Sie hat die Küsse erwidert. Ich habe ihr zugehört, während sie ihrer Begeisterung Ausdruck verlieh. Wie sehr sie mich liebt und dass wir endlich eine Familie sein werden. Dann hatte ich irgendwann den Eindruck, mich ein wenig von der frohen Botschaft erholt zu haben. Sie fragte, ob ich glücklich sei, ich habe die Frage bejaht. Ich sei glücklich, sehr glücklich.

Krista ist schwanger. Sie ist sich dessen vollkommen sicher. Sie sagte, sie habe den Test dreimal gemacht. Auch ich bin mir sicher, durchaus. Ich habe diverse Laboruntersuchungen durchlaufen und einige Ärzte und Chirurgen in deren Sprechzimmer konsultiert. Ich kann keine Kinder bekommen. Und nein, ich glaube nicht an die unbefleckte Empfängnis. Die einzige Erklärung lautet, dass ein anderer Krista in ihren segensreichen Zustand versetzt hat. Und bei diesem anderen kann es sich nur um ein Wesen handeln, das Spermien produziert.

Einen Mann.

Das ist schwer nachzuvollziehen. Schwerer fast als die Schwangerschaft an sich. Krista war immer und jederzeit gut zu mir. Sie hat nicht ein einziges Signal der Unzufriedenheit ausgesendet. Wann ist auch nur ein Tag vergangen, ohne dass sie mir ihre Zuneigung gezeigt

hätte? Mit Worten, mit Taten. Gab es eine einzige Nacht, in der wir nicht in einer Umarmung eingeschlafen sind? Sie eingehakt unter meinem Arm, ihr linkes Bein über meinem liegend, der linke Arm auf meiner Brust?

Ein Mann.

Der Gedanke schnürt mir den Hals zu und verursacht ein Stechen im Magen. In meinem Hirn scheint ein dunkler Strom zu fließen.

Natürlich konnte ich Krista nicht darauf hinweisen, dass ich zwar herzlich gratuliere, der Vater aber irgendwo anders im Dorf gesucht werden muss. Das ging nicht, ich konnte es einfach nicht. Was wäre dann passiert? Würde Krista zu diesem Mann gehen? Würde sie das Kind allein großziehen? Es würde dann auch zutage treten, dass ich seit zwei Jahren und vier Monaten ein Geheimnis hüte, dessen Enthüllung erheblich auf unsere Beziehung eingewirkt hätte.

In jedem Fall würde ich Krista verlieren.

Ein Leben ohne Krista ... das will ich mir sogar jetzt nicht vorstellen.

Der Meteorit ruht in der Vitrine. Auf Hüfthöhe. Milliarden von Kilometern hat er zurückgelegt, um genau an diesem Ort zu landen.

Ich hebe meinen Blick. Im Zentrum des quadratischen Saals befinden sich weitere Vitrinen. Der Raum liegt im Halbdunkel der spärlichen Nachtbeleuchtung. Wir sparen, sowohl an der Bewachung dieses Meteoriten als auch an Energie. Ich gehe an den Vitrinen vorüber, lasse meinen Blick an ihnen entlanggleiten, ohne wirklich zu sehen, was darin liegt. Ich weiß es natürlich, kenne als ehemaliger Soldat jeden hier im Militärmuseum ausgestellten Gegenstand fast persönlich.

Es ist gut, in Bewegung zu sein. Ich kann jetzt unmöglich stillsitzen, es fühlt sich an, als würde ich ersticken. Am Ende der Reihe bleibe ich stehen. Ich habe etwas ge-

hört. Ich weiß nicht, was. Ein stumpfes, fernes Geräusch. Ein Schlag, der widerhallt, etwas zerbirst. Habe ich das wirklich gehört? Ich halte inne, lausche. Da ist nichts.

Ich schalte das Licht an, das den Saal unmittelbar flutet. Doch, da ist wieder ein Geräusch, es kommt aus dem anderen Flügel des Museums. Ich höre Schritte. Vielleicht. Der rückwärtige Flügel ist nachts unbeleuchtet. Ich schleiche in die Halle, deren Dach in der Mitte pyramidenartig in die Höhe ragt. Leider ist es wasserdurchlässig und nicht dafür gemacht, große Schneemassen zu tragen. Ich lausche, höre nichts, aber ich rieche etwas.

Einen kräftigen Duft, er steigt mir ganz unerwartet in die Nase, ich brauche einen Moment, um zu begreifen, was das ist.

Parfum.

Damenduft.

Hier, in der Halle des Militärmuseums, bei Nacht. Unmöglich. Oder?

Ich kneife die Augen zusammen, suche den Eingang. Tisch und Stuhl stehen da, auf dem Tisch liegen die Bibel und der Roman von Ellroy. Ich sehe auch mein Telefon. Die Stehlampe, die ich neben dem Tisch aufgestellt hatte, beleuchtet die Tischplatte und zeichnet einen goldenen Halbkreis auf den Kunststoffboden.

Ich höre wieder Geräusche, jetzt ganz sicher Schritte. Ich atme tief ein und aus, erleichtert. Die Putzfrau. Natürlich. Wir haben eine Frau angestellt, die das nebenbei macht, je nachdem, wann sie Zeit hat, sie arbeitet eigentlich in der Papierfabrik in Joensuu. Anscheinend nutzt sie dieses Mal die frühen Morgenstunden. Allerdings verwirrt mich das Parfum ein wenig. Komisch auch, dass sie im Dunkeln arbeitet.

Wieder Schritte. Ich folge ihnen, nähere mich an. Ich erreiche eine Tür, will gerade eintreten, als mich etwas Schweres am Kopf trifft, direkt über dem Ohr. Ich wan-

ke, falle aber nicht und bleibe auch bei Bewusstsein, bis mich der zweite Schlag trifft. Ich stürze. Liege am Boden.

Ich höre Glas, das zersplittert. Laufschrirte. Noch mehr zersplitterndes Glas. Wie lange war ich bewusstlos? Nur kurz, denke ich. Glas zersplittert. Jemand rennt direkt an mir vorüber. Ich erlebe so etwas nicht zum ersten Mal. Einen Hinterhalt, eine überraschende Attacke. Immerhin muss ich nicht darüber rätseln, was die Eindringlinge wollen. Einen eine Million schweren Meteoriten.

Die Schritte entfernen sich. Ich richte mich mühsam auf. Versuche zu laufen, zu rennen, sehe den Lichtkegel einer Taschenlampe. Mein Kopf schmerzt, an meinem Ohr läuft in Rinnsalen Blut hinab.

Ich sehe, wie eine Gestalt durch das eingeschlagene Fenster hinauspringt, in die sternenklare Nacht. Ich laufe zum Fenster, sehe jetzt zwei, beide dunkel bekleidet, sie stapfen durch den Schnee. Ich springe. Falle sanft, in den Schnee. Mein Kopf brummt noch von dem heftigen Schlag, die beiden schreiten voran, ich rieche wieder den Duft von Parfüm.

Ich richte mich auf, will losrennen, dann begreife ich zweierlei. Erstens bin ich schlecht ausgestattet, zu dünn bekleidet, zweitens wird mir bewusst, in welche Richtung die beiden steuern. Zum Wald, fünfhundert Meter weiter beginnt die Landstraße. Sie werden sich gewiss nicht im Wald verstecken wollen, sondern zu ihrem Wagen eilen, der vermutlich am Waldrand parkt. Ich renne zum Parkplatz des Museums, taste schon nach den Schlüsseln, während ich noch laufe. Mir geht durch den Kopf, dass diese Sache hier ausgerechnet während meiner Nachtschicht passiert ist. Wenn ich jetzt nicht die richtigen Entscheidungen treffe, werden die beiden entkommen. Ich muss sie finden, muss zumindest irgend-

was über sie herausfinden, irgendwas erkennen. Habe schon Schlimmeres mitgemacht.

Ihr Plan war gut. Ich muss einen weiten Schlenker fahren, um den Punkt zu erreichen, an dem sie vermutlich ihren Wagen abgestellt haben. Ich fahre viel zu schnell. Unser kleiner Škoda kennt so etwas nicht. Ich stoße einen Schrei aus, als mir bewusst wird, dass mein Handy neben meinen vom goldenen Licht der Stehlampe beleuchteten Büchern liegt. Umso wichtiger, dass ich die Einbrecher erwische.

Ich biege auf die Landstraße ab, drücke das Gaspedal durch. Das Risiko ist überschaubar, denn der Škoda beschleunigt geruhsam, braucht seine Zeit. Ich erreiche die Stelle, an der ich den Wagen des Duos vermuten würde. Von hier aus kann man direkt durch den Wald zum Museum laufen. Im Schnee finde ich Spuren, Fußabdrücke, an der Seite ist die Wand aus Schnee ein wenig aufgebrochen, da könnte ein Wagen gestanden haben. Mir ist niemand entgegengekommen, also fahre ich weiter geradeaus. Es dauert auf dieser Straße eine gefühlte Ewigkeit, bis ein Weg seitlich abzweigt, etliche Kilometer. Also, immer geradeaus. Ich wische mir mit einem Taschentuch das Blut vom Ohr, und dann sehe ich die rot schimmernden Rücklichter.

Ich beschleunige, nähere mich dem Wagen Meter für Meter an. Einen Moment lang verliere ich ihn aus den Augen, als er sich in eine Kurve legt, dann ist er wieder da. Der andere Wagen fährt zügig. Warum auch nicht, es gibt hier keine Verkehrspolizisten. Riskant ist nur der Wildwechsel. Wenn ein Elch gegen die Windschutzscheibe prallt, ist es aber letztlich egal, ob man mit 80 oder 130 Stundenkilometern unterwegs ist.

Wir fahren so hintereinander etwa zwanzig Minuten lang. Dann verliere ich das Licht aus den Augen. Als ich aus einer Kurve zurückkehre, bin ich allein. Vor mir liegt

weit ausgestreckt die Straße. Unmöglich, dass der Wagen so schnell gewesen ist. Da ist nur eine schmale Straße linker Hand, ich biege ab und sehe die Reifenspuren. Der Weg mündet bald in einen Fußpfad. Der Škoda schiebt sich mühsam voran. Ich vermute, dass es nicht mehr weit ist. Schalte die Scheinwerfer aus, befahre inzwischen einen noch schmaleren, tief verschneiten Weg, der vermutlich vor einer Woche zuletzt geräumt worden ist. Ich lasse den Wagen im Leerlauf rollen, halte an, steige behutsam aus, lausche.

Ich höre das Surren eines laufenden Motors, sehe ein Licht zwischen den Bäumen.

3

Der Wagen steht vor dem Haus, mit laufendem Motor. Die Lichtkegel tasten die Vorderseite einer Hütte ab. Ein kleines, altes Häuschen. Es ähnelt anderen in dieser Gegend. Häuser, Hütten, deren langjährige Bewohner längst verstorben sind und in denen anschließend jüngere Verwandte ein paar Sommerwochen verbringen. Und auch das nur in den ersten Jahren, dann kommen sie gar nicht mehr, und das Haus beugt sich der Zeit und dem Wetter. Wie ein Mensch, der erschöpft seinen Griff um den Rettungsring löst.

Ich betrachte alles wie eine Szene in einer Inszenierung – das Auto, die beiden Personen.

Das Duo ist in einen Ringkampf verstrickt. Nein, nicht wirklich, es ist eher so, dass der eine zuschlägt, und der andere hat nichts entgegenzusetzen. Die Schläge, die Schreie werden durch das Motorengeräusch abgedämpft. Ich schleiche mich an, durch den Schnee, im Schutz der Bäume. Folge den Spuren des Wagens. Ich habe eine Nahkampfausbildung absolviert, beherrsche ein wenig mehr als nur die Grundlagen der Selbstverteidigung. Ich versuche, mir das Erlernte in Erinnerung zu rufen, während ich mich annähere.

Mir wird auch klar, warum ich hier bin, warum ich so hartnäckig war. Man hat mich heute nämlich bereits mehr als genug gedemütigt. Es reicht.

Jeans, Pulli, darunter ein Flanellhemd, das ist nicht angemessen bei Frost und massiven Minusgraden, aber ich nehme mir vor, schnell zu sein. Ich werde es kurz machen. Ich bin schon fast bei dem hellblauen Nissan Micra, die Abgase steigen mir in dieser stillen, sternklaren Nacht besonders rauchig in die Nase. Der Wagen ist vom Rost bereits deutlich angefressen. Ich präge mir das Kennzeichen ein. Verberge mich hinter dem Auto,

versuche, mir den bestmöglichen Weg zurechtzulegen. Einer der Einbrecher liegt im Schnee, mit dem Gesicht Richtung Boden. Den kann ich erstmal vernachlässigen. Der andere läuft schwungvoll auf das Haus zu, öffnet die Tür, tritt ein.

Ich warte eine Weile. Dann laufe ich, stapfe durch den hohen Schnee, passiere den am Boden Liegenden in einigem Abstand. Ich meide das Licht, für den Fall, dass der im Haus durchs Fenster nach draußen blicken sollte. Für einen Moment habe ich das Gefühl, dass der Bewusstlose im Schnee sich bewegt, aber nein. Er liegt ganz still. Die Scheinwerfer des Wagens sind so hell, dass ich am rechten Ärmel seiner Jacke einen Riss erkennen kann und unter dem Riss dunkle, feuchte Haut. Vielleicht hat er sich verletzt, als er im Museum durchs Fenster gesprungen ist. Neben seiner linken Hand liegt seine Taschenlampe, eher steht sie hochkant im festen Weiß. Die Beule oberhalb meines Ohres, auf Höhe der Schläfe, stammt von einem heftigen Schlag mit dieser Taschenlampe.

Vermutlich haben sie den Wagen mit Bedacht laufen lassen, sie brauchen das Licht. Die Hütte scheint keinen Strom zu haben. Zwei Fenster kann ich erkennen, im linken der beiden huscht ein Schatten vorüber, zwischen Blumenvorhängen.

Ich nähere mich der Tür, weiß, wo ich suchen muss. Ich lege meine Hand auf die Klinke.

Dann leuchtet die Welt, heller als Weiß.

Die Tür trifft mich mit Wucht, katapultiert mich in die Höhe und in hohem Bogen zurück. Ich stürze und komme schon wieder erst am Boden zur Ruhe. Es fühlt sich weich an, ich möchte liegen bleiben, ich weiß, das darf ich nicht denken, aber dennoch. Ich brauche ein wenig Erholung, weiß Gott. Weiß Gott das wirklich? Gibt es überhaupt einen? Ich öffne den Mund, schme-

cke Schnee. Mir ist vollkommen bewusst, dass ich weder auf dem Sofa noch im heimischen Bett liege und dass es nicht die Zeit ist, um über die großen Fragen zu sinnieren. Ich muss aufstehen. Darf nicht erfrieren, muss da rein, in das Haus. Dann kehrt die Erinnerung zurück.

Ich war ja gerade schon dabei, ins Haus ...

Jetzt sehe ich endlich, dass Rauchpartikel und Staub um mich herumwirbeln, und wo eines der Fenster war, klafft ein Loch. Die Vorhänge flattern in Fetzen an den Fensterläden.

Ich sehe das alles, Stern- und Mondschein beleuchten das Bild. Der Nissan Micra ist verschwunden. Ebenso der Mann, der im Schnee gelegen hat. Ich richte mich auf, sehe mich um, zittere, es ist eiskalt.

Ich betrachte die Eingangstür der Hütte, höre nichts, sehe niemanden. Fußabdrücke im Schnee. Schleifspuren. Die Taschenlampe ist noch da, wo sie gewesen ist. Ich gehe auf schwachen Beinen, um sie zu holen. Kehre zur Hütte zurück. Schiebe die Tür auf, trete ein, knipse die Taschenlampe an, lasse den Lichtkegel durch den Raum wandern. Ich setze meine Schritte vorsichtig, befinde mich in einem Zimmer, das mal Wohnbereich und Küche gewesen ist.

Der Kühlschrank hat sich einmal um die eigene Achse gedreht, Stühle und ein Esstisch liegen kleinteilig verstreut und zersplittert. Die Regale sind in die Raummitte gefallen oder in sich zusammengestürzt. Geschirr liegt in Scherben, es ist ein einziges Chaos. Alles, wirklich alles, liegt am Boden.

Alles, außer ...

Ich suche mit dem Lichtkegel der Lampe die Wände ab. Etwas Dunkles, Nasses ist da. Kleinere und größere Flecken. Klumpige, knotige Teilchen.

Ich erreiche das Zentrum des Raums, halte inne. Beleuchte den Boden. Vor dem Fenster, an dem vermutlich

der Esstisch gestanden hat, sehe ich ein Paar Winterstiefel. Eine Männergröße. Genauer gesagt, da sind die Stiefel und auch die dazu gehörigen Beine. Die Beine erinnern mich an Beine einer Schaufensterpuppe. Die Stiefel sind für große Füße gemacht, sie zeigen in verschiedene Richtungen.

Ich betrachte wieder die Wände. Der Besitzer dieser Beine ist meiner Einschätzung nach gleichmäßig auf den Raum und die Zimmerdecke verteilt worden. An der Decke erkenne ich ein haariges Teil von der Größe einer Herdplatte. Ein menschlicher Scheitel, der Farbe und den Haaren nach zu urteilen. Ich wende mich wieder den Stiefeln zu. Ich wüsste auch ohne meine soldatische Vergangenheit, dass dieser Mann keinen Notarzt benötigen wird. Er ist jetzt nicht mehr in Gefahr.



In Gedanken bedanke ich mich ganz herzlich bei dem deutschen Ingenieur, der dafür verantwortlich zeichnet, dass die Sitzheizung dieses PKWs in der Lage sein sollte, ein Gesäß zu frittieren. Jetzt kommt mir die wärmende Kraft dieser Heizung sehr gelegen, die Hitze ist wie ein wohliges Kaminfeuer.

Ich fahre mit deutlich überhöhter Geschwindigkeit zurück nach Hurmevaara, zurück zum Museum.

Ich habe Zeit für dunkle Gedanken. Gedanken, die wehtun, geknüpft an die Ereignisse dieses Abends und dieser Nacht, Gedanken über die Lage, in der ich mich befinde. Ich werde ein Mann ohne Familie sein. Den Verursacher ihres Nachwuchses wird meine Frau an anderer Stelle im Dorf suchen müssen. Ich habe versucht, den

Meteoriten zu bewachen, aber dann wurde ich Augenzeuge unbegreiflicher Szenen, an deren Ende sich eine arme Seele in einem Häuschen, irgendwo im Nirgendwo, in die Luft gesprengt hat.

Der Meteorit ist weg. Vermutlich würde ich fragen, womit ich das alles verdient habe, wäre ich in diesem Moment in der Lage, an den Sinn dieser Frage zu glauben.

Ich springe aus dem Wagen, erreiche innerhalb von Sekunden den Eingang zum Museum. Ich öffne die Tür, stehe in der Halle.

Mein Telefon liegt auf dem Tisch, zwischen der Bibel und dem Thriller. Ich nehme es und renne in den Saal, in dem der Meteorit gewesen ist. Ich wähle im Laufenden die Nummer der Polizei in Joensuu und formuliere schon in Gedanken, wie ich den Meteoriten als gestohlen melden werde ... als mir klarwird, dass man ihn gar nicht gestohlen hat.

Der Meteorit liegt in seiner Vitrine.

Ich bleibe stehen. Zur Rechten und zur Linken des Meteoriten sind die Vitrinen eingeschlagen worden. Ich sehe, was fehlt. Die Granate. Eigentlich hätte die nicht mehr scharf sein dürfen, aber das wird für den Mann mit den Winterstiefeln ein denkbar schwacher Trost sein.

Ich atme durch, mit dem Telefon in der Hand, ein Polizist nimmt das Gespräch entgegen. Ich betrachte den Meteoriten. Vielleicht ist er ein Relikt vom Beginn aller Zeiten. Mit einer Geschwindigkeit, die nicht messbar ist, ist er durchs All gereist. Ist pünktlich hier angekommen, an diesem Ort eingeschlagen. Ich halte das Handy ans Ohr.

«Hallo, ist da jemand?», fragt der Polizist erneut.

«Ich möchte einen Einbruch melden», sage ich. «Einbrecher sind hier ins Militärmuseum eingedrungen, in Hurmevaara. Man hat mich niedergeschlagen, offenbar

wurde eine Granate aus dem Weltkrieg gestohlen. Das ist alles. Mehr weiß ich nicht.»

[...]

[...]